

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

6 (7.1.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 6



Nr. 6.

Karlsruhe, Samstag, den 7. Januar

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unter sagt.

**Frühlingsstürme.**

Roman von Nataly von Eschstruth.

(Nachdruck verboten.)

„Josef — willst Du etwa damit sagen — o, nein, das ist ja unmöglich! Wie sollte sich Dein Fleisch und Blut so verlegen!“

Ein beinahe bitteres Lächeln spielte um die Lippen des jungen Menschen. „Ich kenne Sterley nicht. Welchen Eindruck machte Dir seine Persönlichkeit?“

Excellenz Lorisdorff richtete sich unruhig auf. „Josef — ich glaube bei Gott, Du erwägst die Möglichkeit, seinen Heiratsantrag anzunehmen?“

„Und wenn ich es thäte, Herzensmache?“ Das klang müde und resigniert, aber auch sehr bestimmt. „Es wäre zum mindesten ein sträflicher Leichtsin, wenn wir uns solch einen ersten Schritt nicht überlegen wollten. Bitte, antworte mir doch, — welcher einen Eindruck machte Dir der Bankier. Sei ehrlich und wahr, Mutter!“

Die Generalin hatte sich hastig erhoben und schritt erregt im Salon auf und nieder. Sie presste die bebenden Rippen zusammen und schlang die Hände ineinander, und dann sagte sie jäh die Rechte ihres Sohnes und zog ihn neben sich vor das Porträt des verstorbenen Gatten und fragte herb: „Wagst Du auch vor ihm, Deinem Vater — dem Mann, welcher nichts höher hielt, wie seine Ehre und seinen Namen — wagst Du es auch vor ihm, Deiner Mutter zuzumuten, eine . . . eine Frau Sterley zu werden?“

Josef war tief erbleicht, ein schmerzlicher Blick tiefster Seelenqual traf die geliebten Züge des Verklärten, wie ein Bittern rieselte es durch seine schwächliche Gestalt, wie ein Schwächegefühl, welchem man nicht länger widerstehen kann. Und als er sich mit erlösendem Aufschrei an die Brust der Mutter werfen wollte, sah er plötzlich in ihr Antlitz, welches sich jetzt zum erstenmal von hellerem Licht beschiene ihm zuwandte. Er schrak zusammen. Wie elend, wie unsagbar leidend sah es aus! Welche Schatten um die Augen, welche seine Linien des Schmerzes um Mund und Nase!

„Krank! Krank, als sie ahnt!“ Die Stimme des Arztes klang plötzlich vor seinem Ohr: „Es muß bald etwas geschehen, wenn sie erhalten bleiben soll, und Ihre Pflicht als Sohn ist es, dafür zu sorgen!“

Regungslos stand Josef, tief und schwer sanken seine Lider über die Augen, und als er wieder aufblickte, sah sein Gesicht ruhig und ernst, wunderbar klar und entschlossen aus.

Er legte den Arm um die Mutter und blickte abermals zum dem Bild des Vaters auf. „Ja, Mama, auch vor ihm, den ich achte, ehre, liebe wie keinen anderen Mann auf Gottes Welt, auch vor meinem Vater wiederhole ich meine Worte, und ich habe in diesem Augenblick sogar das wunderbare Empfinden,

als stünde ich an seiner Statt vor Dir, als wären meine Gedanken in dieser Stunde die seinen! Er hat Dich geliebt, wie ich Dich liebe, — er meinte es ebenso treu und selbstlos mit Dir, wie auch ich es thue, und könnte er es noch, so würde er Dein teures Leben wohl auch schützen und schirmen, bereit, ihm jedes Opfer zu bringen! Sieh, Mutter, alles, was uns kommt, das kommt von Gott, und wir haben nicht das Recht, aus Hochmut und Eitelkeit seine Wege zu durchkreuzen! — Sterley wirbt nicht um Dich als Geliebte, sondern um die Herrin seines Hauses, — er will das Andenken Deines Gatten nicht tilgen, sondern es respektieren und in Ehren halten. Was anderes also macht Dir seine Werbung unsympathisch, wenn es nicht der Stolz, der kaltherzige Stolz ist, welcher einen Herrn Sterley nicht für gleichberechtigt mit uns hält? — Ist er ein heaver und rechtlicher Mann, ehrenfest und vornehm in seinen Gesinnungen, wie man ihm allseits nachrühmt, — nun — so ist es Deine Pflicht — ich wiederhole es — seinen Antrag reiflich zu erwägen?“

„Josef! — Kind! woher nimmst Du solche Worte und Gedanken, was hat Dich so völlig verändert — welcher ein unbegreiflicher Wechsel Deiner Ansichten?!“ — Der junge Lorisdorff legte den Arm um die Mutter und führte sie nach dem nächsten Sessel, auf welchem sie wie gebrochen niedersank, — er selber kniete an ihrer Seite nieder und blickte ihr ernst in das Auge. „Du bleibst mir noch die Antwort schuldig, Mama, welchen Eindruck macht Sterleys Persönlichkeit?“

Jnes starrte geradeaus. „Einen guten, sympathischen,“ antwortete sie beinahe rau. „Er trägt seinen Reichtum nicht prohenhaft zur Schau. Aber ich bin keine Menschenkennnerin, ich weiß nicht, was sich hinter der glatten Stirn eines solchen Zahlenmenschen versteckt, ich kann nicht beurteilen, ob er nur Gentleman scheint oder es wirklich ist!“

„Du bist eine sensible Natur, Mutter, Du würdest es instinktiv empfinden, wenn der Kommerzienrat — Excellenz schauderte leicht zusammen — eine unfeine, brutale oder herzlose Natur wäre. Sein Brief spricht für ihn, ehrlich, ohne Phrasen, treu gemeint. Wenn sein Sohn Maus Aehnlichkeit mit ihm hat, so ist er ein in jeder Beziehung chevaleresker Mann.“

„Locken Dich denn die Millionen so gewaltig, Josef?“

Jnes fühlte, wie die Hand des Sohnes in der ihren aufzuckte, er antwortete nicht sogleich, dann aber fuhr er mit unverändert ruhiger Stimme fort: „Ja, sie danken mich ein gar herrliches Geschenk, welches der liebe Gott uns in ihnen bietet!“

„Wer weiß, ob Du jemals einen Dollar davon zu eigen bekommst! Wie manch schöne Illusion hat bei solchen Spekulationen schon getrogen!“

„Ob ich etwas davon habe, ist ja gleichgültig; Du würdest auf jeden Fall den Reichtum genießen, und das ist die Hauptsache.“

„Wie genießt eine Madame Sterley das Leben? Es dürfte wohl kaum nach dem Geschmack einer Excellenz Lorisdorff sein!“

„Sei nicht so bitter, Mamachen! Laß uns doch ruhig die Für und Wider besprechen — und beharrst Du bei Deiner Beigerung, je nun — Du bist ja Deine eigene Herrin! — Wie eine Frau Sterley das Leben genießt? In vollen Zügen. Vor allen Dingen siehst ihr alle Mittel zu Gebote, sich Leben und Gesundheit zu erhalten! Sie mal, Mamachen, Du bist leidend —“

„Unfinn! Mir fehlt nicht das mindeste! Etwas bleichsüchtig und nervenschwach! Welch eine Frau des neunzehnten Jahrhunderts wäre das nicht?“

„Der Doktor beurteilt Dein Leiden ernst —“

„Eimbildung! Er ist übertrieben besorgt! Ich selber muß es wohl besser wissen, wie ich mich fühle, als er!“

Josel seufzte tief auf und strich etwas nervös mit der Hand über die Stirn. Dann fuhr er ruhig fort: „Nun, so würde man die schönen Reisen zum Vergnügen machen! Denk, Mamachen, wenn wir jetzt aus dieser Hitze herauskönnten, eine eigene Villa in Tegernsee oder an der Nordsee beziehen könnten, wenn dort alles so reich, so üppig, so zauberhaft schön wäre, — wenn Du so ohne Sorge und Not jeden Wunsch befristigen könntest, nur die Zaubergerte heben und vor Dir sehen könntest, was Dein Herz begehrt!“

„Ja, es ist heiß hier —“ murmelte Ines mechanisch und frische Luft atmend.

„Hier in der Residenz ein solch fürstliches Palais bewohnen wie das Sterleyische, muß im Winter ja auch schön sein, aber eine Reise nach Kairo oder Nizza wäre wohl noch schöner! Du klagst über die Kälte und den vielen Wind im Winter noch mehr wie jetzt über die Hitze.“

„Ja, eine Reise nach dem Süden wäre wohl das Ideal all meiner Wünsche, das hiesige Klima mordet mich —“

„Nicht wahr? Das empfindest Du selbst, Herzensmutter, und dann — bedenke, wie gut es sich ausnehmen würde, wenn Du Deine Wistnen nicht mehr zu Fuß bei Wind und Wetter machen müßtest, sondern mit den vier Bollblutrappen vorfahren könntest —“

Exzellenz Lorisdorff machte eine jähe, leidenschaftliche Bewegung. „Glaubst Du, daß man mich als Frau Sterley überhaupt noch in der Gesellschaft empfangen würde? Siehst Du, Josel, dieser Gedanke, von den Menschen, welche jetzt meinesgleichen sind, über die Schulter angesehen, womöglich verleugnet zu werden, mich selber aus der Gemeinschaft derer, bei welchen all meine Interessen, all meine Lebenssajern, mein ganzes Sein und Denken wurzelt, auszuschließen — diesen Gedanken ertrage ich nicht, Josel; solch eine Demütigung würde mich töten!“

Auch in die Stirn und Schläfen des jungen Lorisdorff stieg bei solch einer Annahme das Blut, und seine Augen flammten auf wie in drohendem Zorn, dann biß er die Zähne zusammen und ließ das Haupt tief zur Brust sinken — in diesem Augenblick durfte die Mutter am wenigsten sehen, welche Qualen heldenhafter Selbstverleugnung sein junges Antlitz spiegelte.

Momentan herrschte tiefe Stille. Dann fuhr Josel ruhig fort: „Wie kommst Du auf solch seltsame Idee? Du, die so beliebt, so bekannt hier ist?“

Ines schüttelte erregt den Kopf und preßte ihre Hand auf seine Lippen. „Umsonst, — hör auf, Josel — ich heirate ihn nicht, — ich darf es nicht um unseres Namens willen — Noblesse oblige!“

Und wieder ein Augenblick atemlosen Schweigens. Josel hatte die Hände zusammengekrampft — sein Blick irrte wie in stehender, verzweifelter Angst zu dem Bilde des Vaters. Was sollte er noch sagen, was noch erinnern, um den moralischen Zwang auf sie auszuüben, welchen der Arzt ihm zur heiligen Sohnespflicht gemacht, ihr teures Leben zu retten! — Josel war noch zu jung, zu erregt, zu verzweifelt in dieser Stunde, um mit dem Verstand des Mannes die Situation zu ermessen und ihr gerecht zu werden. Mit der Fähigkeit übertriebener Pflichtgefühl, gepaart mit der verzweifelter Angst und Sorge um das Leben des teuersten Wesens, welches er noch auf der armen, einsamen Welt besaß, erfaßte er den einzigen Rettungsanker, welchen ihm Gott selber als Antwort auf sein Gebet zugeworfen. Und wie sein Blick über des Vaters Bild irrte, fiel ein greller Sonnenstrahl über die Uniform desselben und mit ihm leuchtete es wie ein neuer, hilfreicher Gedanke in Josels gequälter Seele auf.

„Mutter!“

„Was willst Du?“

„Mutter — hast Du mich lieb?“  
Wie weich, wie stehend das klang! Ines richtete sich ja auf und schlang aufschluchzend die Arme um den Sohn.

„Mama — hast Du mich lieb?“

„Ueber alles — Josel — bezweifelst Du es?“

„Hast Du mich auch lieber — wie — wie Deinen Stolz?“

„Wie meinst Du das?“

„Hast Du mich so lieb — wie unsern Namen?“

„Josel! — um Deines und des Namens willen entfage ich ja selbst Millionen!“

„Und wärest Du imstande, mir und ihm ein noch größeres Opfer zu bringen?“

Befremdet blickte sie in seine stehenden Augen.

„Welch eines?“

„Nimm diese Millionen an! um meines und meines Namens willen!“

„Kind!“

Da preßte er das farblose Antlitz auf ihre Kniee.

(Fortsetzung folgt.)

Sich selbst getren.

Von Marie Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Acht Tage vergingen, acht bange angstvolle Tage, während welcher Edith wie eine Schlafwandelnde einherging, stumm und ohne Klage, auf alles bedacht und mechanisch für alles sorgend, aber ohne Teilnahme an irgend einem Ereignis zu verraten, selbst nicht an der sichtlich fortschreitenden Genesung des Kindes. Ich beobachtete sie mit unausgesetzter Sorge, hütete mich aber, von dem mit ihr zu sprechen, was unser beider Gedanken einzig erfüllte: wie man Mondsucht nicht eher bei Namen ruft, als bis sie in Sicherheit sind, so wollte auch ich die Wunden ihrer Seele nicht eher sondieren, als bis mir die Macht gegeben worden, sie zu heilen.

Ich lehrte gerade von der Jagd zurück, als man mir ein Telegramm überreichte; meine Hände zitterten und mein Herz schlug drohte fast, mich zu ersticken, als ich es hastig aufriß.

„Lothar außer jeder Gefahr, benachrichtige Sie bald wieder!“ Hart.

Ich stand einen Augenblick wie betäubt, es war, als seien nun die Würfel über mein Geschick gefallen, dann ging ich zu Edith und nach einigen vorbereitenden Worten gab ich ihr das Blatt zu lesen und verließ dann rasch das Zimmer. In meinem Gemach aber verschloß ich die Thür und schrieb zwei Briefe, einen langen, ausführlichen an Baron Erich Hart von Hartenstein, einen kürzeren an meinen Freund in L., den ich dringend ersuchte, bei seinem nächsten Besuch in unserm Hause eine mehrwöchentliche Ueberfiedelung Ediths und des Knaben nach L. zu verlangen, da die Behandlung des kranken Fußes eine unausgesetzte ärztliche Aufsicht erheische, — die Gründe würde ich ihm später angeben.

Ich besorgte selbst die beiden Briefe und es wurde still in mir, als ich es gethan.

Drei Tage später brachte ich selbst Edith und den Kleinen nach der Stadt; als sie mir, nachdem ich die beiden bequem und gut untergebracht hatte, ahnungslos die Hand zum Abschied reichte, zog ich sie an mich und küßte sie auf Stirn, Augen und Mund, — sie konnte nicht wissen, was das Leberwohl zu bedeuten hatte.

Ich aber wußte, wer den Brief geschrieben, der kurze Zeit danach bei mir eintraf, ich wußte es, ehe ich ihn öffnete, trotzdem ich die feste, kühne Handschrift noch nie gesehen. Es war eine Antwort auf den Brief, den ich dem Vater geschrieben, und sie war dessen würdig, der sie verfaßt. Nichts als ein ehrliches, männliches Bekenntnis einer leidenschaftlichen Liebe, die er umsonst zu beweisen gesucht und dann mit sich über das Meer genommen, um auch dort zu erfahren, daß ein Herz, wie das seine, machtlos sei gegen ein solches Gefühl, daß aller Wissensdrang und alle Bemühen nicht hinweghelfen könnten über die Leere seiner Seele; daß er aber geschwiegen hätte sein Leberlang, wenn ihm nicht mein Brief die schmerzlich-seltige Ahnung gegeben, daß auch Edith ihre Seele für die seine dahingegeben — Was der Schreiber noch um meinwillen hinzufügte, war so zart, so achtungsvoll, mein ganzes Wesen so unendlich überschätzend, daß ich es nicht wiederholen mag. Wodurch Ediths künftiges Los an seiner Seite sich gestalten wie es wollte, — ich gab sie in seines unwürdigen Mannes Hände.

Was nun kam, war das Schwerste — ich mußte ihr alles sagen, aber nicht Auge in Auge; ich hatte fest beschlossen, sie nicht mehr wiederzusehen, und so schrieb ich denn, schrieb manchen Brief, den ich wieder vernichtete, und die dunkle Winternacht fand mich wieder in der Einsamkeit meines Zimmers, den Kopf in die Hand gestützt, auf das weiße Papier starrend, bis die Augen mir übergingen, und wieder schrie mein Herz: „Ich kam es nicht!“ und wieder antwortete die Pflicht: „Du kannst, — denn Du sollst!“

Ich schickte Lothars Brief mit dem Schreiben, das ich endlich zustande gebracht, mit und sandte ihr alles zu. Sie hatte mir inzwischen täglich in einigen Zeilen Nachricht über das Befinden des Kindes zukommen lassen, war auch selbst einmal im Jagdschloß gewesen, um einige vergessene Sachen zu holen, — zum Glück war ich damals abwesend vom Hause.

Ihre Antwort war, wie ich sie erwartet hatte. Gleich ihm leugnete sie keinen Augenblick die Leidenschaft, die sie übermächtig erfaßt, aber sie weigerte sich, ein solches Opfer, wie ich es bringen wollte, anzunehmen; sie mußte sich selbst verachten, wenn sie es thäte, ich sollte Nachsicht mit ihr haben, wie bisher; in ihrem Herzen lebe unsägliche Liebe und Achtung für mich; sie würde keine ruhige Stunde haben, wenn sie mich einsam zurückließ, und das Glück, das sie sich auf solche Weise erkaufen und für das sie einen so hohen Preis zahlen sollte, würde ihr täglich zu Gift werden.

Und dabei blieb sie trotz meiner Vorstellungen; ich konnte sie nicht bewegen, auch nur ein Wort zurückzunehmen, — ach, und ich hätte ihr ja so gern geglaubt! Aber ich kannte sie besser und genauer, als sie sich selbst, ich wußte, daß eine Natur, wie die ihrige, nie vergißt, und daß es für mich ein qualvolles Dasein werden müßte, mit diesem Gefühl neben ihr weiter zu leben.

Zwei mächtige Bundesgenossen halfen mir endlich, den Sieg zu erkämpfen. Ich sagte ihr, daß ich ein Leben an ihrer Seite nicht ertragen könnte, daß ich die volle, ungeteilte Liebe meines Weibes besitzen müßte, und daß, selbst wenn sie darauf bestände, zu mir zurückzukehren, ich ihr diesen Schritt unterzagen müßte, da mir ihr Anblick eine unerträgliche Seelenqual bereiten würde. Was meine Bitten nicht bewirkte, das bewirkte der verletzte Stolz des Weibes; sie antwortete mir kurz, daß sie mir die Materie eines solchen Zusammenlebens allerdings ersparen wolle und in die Trennung willige, — nicht aber, um glücklich zu werden, sondern, um einsam weiterzuleben, gleich mir.

Der zweite Bundesgenosse, der angerufen kam, sorgte dafür, daß diese traurige Voraussage sich nicht erfüllte, — als das Gerücht herannahte, traf Lothar von Gartenstein auf der Burg ein; ein kaum genesener Mann, den Stempel eines schweren körperlichen und seelischen Leidens auf die Stirne gedrückt, wie der Arzt, den ich ganz in mein Vertrauen gezogen, mir berichtete, — sein Anblick, seine Persönlichkeit warf alles nieder, was sich von Schranken und Hindernissen ihnen in den Weg gestellt, — und bald gingen, wie mein Freund mir sagte, die wunderbarsten, abenteuerlichsten Gerüchte über mich und mein Schicksal durch die ganze Umgegend. Ich selbst lebte so zurückgezogen wie nur möglich, suchte niemand auf, verkehrte nur da, wo es geschäftlich unumgänglich notwendig war, und hatte, da man mich in allgemeinen schätzte, selten oder nie unartige Fragen und Bemerkungen anzuhören. Der seine Takt und das Hartgefühl meiner treuen Stütze werten unendlich wohlthuend auf mich; nie sprach sie von meiner Gattin oder dem Kinde, das sie zärtlich geliebt hatte, nie richtete sie eine Frage bezüglich der Zukunft an mich; nur zuweilen ruhten ihre guten Augen mit fast mütterlicher Sorge auf mir, und ihr ganzes Wesen verriet nur den einen Wunsch, mir jede Last und Unbequemlichkeit abzuwehren, jeden kleinen Aerger zu ersparen.

Zum Frühjahr ging Edith nach der nächsten großen Stadt, von wo aus alle weiteren Schritte gethan werden sollten. — Es war jetzt alles geordnet bis auf einen Punkt — unseren Knaben! Ich wußte, mit welcher Zärtlichkeit sie an ihm hing, was der Gedanke, ihn verlassen zu müssen, sie kostete, daher bestand ich darauf, ihn bei ihr zu lassen, — allein umsonst. In einem Brief, der mir Thränen in die Augen trieb, beschwor sie mich, wenn mir der Friede ihrer Seele lieb sei, das Kind zu mir zu nehmen, es aus ihren Händen zu empfangen als Zeichen ihrer namenlosen Liebe und Hochschätzung, als ewiges Andenken an jene Zeit, die sie an meiner Seite verlebte! — Als auch Lothar seine Bitten mit den ihrigen vereinigte und mich beschwor,

nachzugeben und ihr diese einzige Bitte, deren Erfüllung ihr das große Maß ihrer Dankbarkeit gegen mich weniger drückend scheinen ließe, zu gewähren, da war es mit meinem Widerstand zu Ende. — — — An einem köstlichen Sommerabend war es, meine brave Statilich war nach der Residenz gereist, um das Kind zu holen und sie brachte es mir, als die Sonne untergehen wollte und zum letztenmal ein Scheideblick auf die sonnige, blühende Welt warf. Ich stand hier auf den Stufen der Halle, sah das Abendgold über den Blätterkronen zittern und hielt mein Kind im Arm — — und wußte, daß an demselben Tage das Weib meiner Liebe sich ihm, den ihr Herz auserwählt, am Altar angelobt hatte fürs Leben und daß in dieser Stunde der Zug abging, der sie nach Stuttgart führte, wo fortan ihre Heimat war. — Ich sah in das holde Gesicht, das ihr Ebenbild war, und über mich gingen die Wasser des Schmerzes.

Das ist meine Lebensgeschichte. — Ich weiß, daß meine Edith glücklich ist, denn Baron Hart, mein treuer Freund, der alljährlich seinen Sohn besucht, erzählt von inniger Liebe und geistigem Verstehen, von zwei lieblichen Kindern und einem ausgewählten Freundeskreise — — der einzige Schatten, der zuweilen auf dieses sonnige Bild fällt, ist Lothars schwache Gesundheit, die immer noch nicht ganz erstarren kann.

Wenn mein Georg zehn Jahre zählt, will ich mich von ihm trennen, um ihn auf eine öffentliche Schule zu geben. Zu vor aber bringe ich ihn seiner Mutter — bis dahin haben wir es hoffentlich beide gelernt, einander wie Schwester und Bruder gegenüberzustellen!

Der Oberförster schwieg, aber er rührte sich nicht von seinem Platz, sondern blieb unbeweglich stehen. Längst war der Mond hinter die Baumspitzen gegangen; in der kühlen Nachtluft schauerten die Blätter zusammen. Leise war ich zu dem Einsamen getreten — jetzt wandte er sich um und zog mich an seine Brust. So besiegelten wir damals in stummer Umarmung den Bund einer lebenslänglichen Freundschaft.

#### Verschiedenes.

Das **Gesamthaus der Hohenzollern** umfaßt, wie die „Kreuzzeitung“ ausgerechnet hat, am Jahreschlusse 54 Häuser, von denen 44 geborene Hohenzollern und 10 „angeheiratete“ Damen sind. Auf die preussische Königsfamilie kommen davon 35 Häuser, und zwar 19 männliche, 11 weibliche und 5 angeheiratete Mitglieder. Das hiesige Haus Hohenzollern zählt 19 Mitglieder, unter ihnen als geborene Hohenzollern 9 männliche, 5 weibliche und als angeheiratete 5 Häuser. Das älteste und das jüngste Mitglied des Gesamthauses gehören beide der hiesigen Linie an; die verwitwete Fürstin Jolande, Prinzessin von Baden, die auch das älteste Mitglied des badischen Fürstenhauses ist, geb. 21. Okt. 1813, und Prinz Albrecht, geb. 28. Sept. 1895.

Die **Wein-Ernte des Papstes**. In einem schönen Herbstnachmittag werden, so schreibt der „Figaro“, die Gärten des Palastes streng abgepflückt. Aus der Antikamera ergeht der telephonische Ruf an die Kaiserin der päpstlichen Gendarmen, wo jedesmal 25 Mann auf Wache sind, die Zugänge sämtlich zu besetzen. An jedem der betreffenden Zugänge steht dann ein Gendarm mit gezücktem Säbel. Alles ist still, man hört nur das Plätschern der Springbrunnen und das leise Rauschen der fallenden Blätter. Ein Ordonnanzoffizier zu Pferde erscheint, dahinter der Wagen des Papstes, innen mit weißem Samt ausgeschlagen, von außen glänzend schwarz, auf den Schlägen das päpstliche Wappen. Zu beiden Seiten des Wagens reiten Kavaliersgarden. Papst Leo bezieht sich zum Leoninischen Turme. Inzwischen sind die Winger in lebhafter Thätigkeit unter Aufsicht des Kammerers de Castro und schneiden die mächtigen Trauben des Weinberges, den Leo XIII. bei Beginn seines Pontifikates angelegt hat, und der sein Stolz ist. Jedes Jahr soll die Ernte um ein Zehntel zunehmen. Am Leoninischen Turme angekommen, wird der Papst von der Garde mit dem Regen, von ihrem Kommandanten auch mündlich begrüßt; der Kammerer vom Dienste öffnet den Schlag, und das dreistufige Treibrett klappt zu Boden. Festen Fußes steigt Leo XIII. aus, ohne des Stokkes mit goldenem Knopfe sich zu bedienen, den de Castro unter Krümmung dem Papste anbietet. Seinen roten Mantel hochhebend, läßt der hl. Vater mit der andern Hand die Falten seiner weißen Soutane fallen, drückt das weiße Käppchen fester an und setzt sich den roten Hut mit Goldbordel an, welchen der Geheimkammerer überreicht, der dem Papste gegenüber als Begleiter mit im Wagen geiffen. Mit Mgr. Magolini, seinem Kaplan, unterhält sich der Papst dann extempore über die Ernte. Die Zunahme der jährlichen Ernte des päpstlichen Weinberges ist zahlenmäßig leicht festzustellen. Das erste Erntejahr brachte tausend Flaschen in den Keller, diesmal werden es zehn-

tausend sein. Der Wein wird vom Papste stütungsbedürftigen  
Kardinälen zum Geschenk gemacht. (A. Volksztg.)

**Der Sekretär Pius IX.** Das „Neue Wiener Tagblatt“  
berichtet aus New-York: Im hiesigen Columbus-Hospital starb am  
19. Dezember ein 73jähriger Greis, der als Antonio Graf  
Benier angemeldet worden war. Graf Benier war Bischof ge-  
wesen: er stammte aus einem berühmten venezianischen Geschlechte,  
das Venedig auch Dogen gegeben hat. Durch 15 Jahre war der  
Verstorbene Sekretär des Papstes Pius IX. gewesen. Welche Schick-  
sale denselben nach Amerika verschlagen haben, ist ein Geheimnis.  
Der Greis wohnte hier in einem dürftigen Zimmerchen in der  
Spring-Street; sein ganzer Nachlaß besteht aus 3 mit lateinischen  
Manuskripten angefüllten Koffern. Das kostbarste seiner Manu-  
skripte, welches der Greis auf einen Verlagswert von 8000 Dollars  
geschätzt hatte, wurde ihm im Jahre 1896 samt einigen Gold- und  
Silbergegenständen gestohlen; es führte den Titel „Der offene  
Vatikan“ und bestand aus 800 Seiten in 18 Kapiteln; es handelte  
von der Politik und Diplomatie des Vatikan von 1846 bis 1881.  
(Das Geschlecht der „Benier“, von dem das Wiener Blatt redet,  
dürfte übrigens dem Historiker einiges Kopfzerbrechen machen.)

**Ueber König Alfons XII. letzte Ruhefrist** schreibt man  
der „Schles. Ztg.“: Es ist eine eigentümliche Schicksalsfügung,  
daß derselbe König, dessen letzte Worte und Gedanken auf seinem  
Sterbelager der Zukunft Cubas galten, erst jetzt nach 13 Jahren  
in dem Augenblick, da der Untergang des einst so mächtigen spani-  
schen Kolonialreiches endgültig besiegelt wird, zu der Ruhe seiner  
Vorfahren eingehen und eine Begräbnisstätte an ihrer Seite finden  
muß. Der Leichnam Alfons XII. ist aus dem „Rodridero“ in die  
Königsgruft des Escorial übergeführt worden. Das „Rodridero“  
(wörtlich: Ort der Säulnis) ist ein kleines und enges Gruftgewölbe  
in den Kellergehoften des altberühmten Klosters, das von den  
Spaniern als 8. Weltwunder bezeichnet wird und etwa 38 km von  
Madrid entfernt liegt. Ein uralter Gebrauch schreibt vor, daß jedes-  
mal, wenn ein spanischer Souverän stirbt, sein Leichnam für einen  
längeren oder kürzeren Zeitraum von Jahren in diesem „Rodri-  
dero“ beigesetzt wird, um dort einen natürlichen Mumifizierungsprozeß  
durchzumachen. Mindestens aber muß der Körper 6 Jahre lang in  
dem vermauerten und durch Kalk hermetisch verschlossenen Gewölbe  
ruhen. Nach Jahren, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß der  
Konservierungsprozeß vollendet ist, wird das Gewölbe erbrochen,  
der Sarg geschlossen und nach den gleichfalls im Escorial gelege-  
nen königlichen Katakomben dem „Pantón de los Reyes“ gebracht,  
um hier endgültig beigesetzt zu werden. Eine Legende erzählt, daß  
der erste spanische Souverän, der in dem „Rodridero“ ausgesetzt  
wurde, Philipp II. war. Dies kann jedoch nicht zutreffen, denn  
Philipp II. starb 56 Jahre vor der Errichtung des lgl. Pantheons.  
Wahrscheinlich ist es der im Jahre 1700 verstorbene Carlos II.,  
der als erster in der Königsgruft eine Ruhestätte fand. Ein altes  
spanisches Hofceremoniell schreibt vor, daß kein spanischer König bei  
Lebzeiten die Schwelle der Eingangspforte des Escorial überschrei-  
ten darf. Diese seit dem Tode des kaiserlichen Mönches Karl V.  
bestehende Ueberlieferung ist allerdings mehrfach von seinen  
Nachfolgern gebrochen worden, so auch, wie es heißt, von  
Alfons XII., der die Katakomben des Escorial noch kurz vor seinem  
frühzeitigen Tode aufgesucht haben soll, um am Sarge seiner heilig-  
geliebten Gemahlin Mercedes zu beten. Bekanntlich hat auch  
Kaiser Friedrich III. auf seiner spanischen Reise als Kronprinz den  
Grabstätten der spanischen Könige einen Besuch, der nach dem  
Bericht eines Augenzeugen tief ergreifend war, abgestattet. Die  
Ueberführung der Leiche Alfons XII. aus dem „Rodridero“ in das  
königliche Grabesgeläß fand aus naheliegenden Gründen ohne  
größere Feierlichkeiten statt. Nur der Majordomo des königlichen  
Pauises, der Marquis de Alcanices, ein intimer Freund des Ver-  
storbeneu, schritt hinter dem Sarge den kerzentrugenden Augustiner-  
mönchen voraus in die Gruft, nachdem man vorher festgestellt hatte,  
daß die mit der Marschallsuniform und vielen Orden bekleidete  
Leiche sich vollkommen konserviert hatte. Der Sarg fand neben  
dem Sarkophag Karls III. seine Aufstellung.

**Eine alte Visitenkarte.** In diesen Tagen der Neujahrs-  
gratulationen erörtern italienische Zeitschriften wieder die Frage:  
Wann und wo sind in Europa die Visitenkarten in Gebrauch  
gekommen? Daß sie in China uralte sind, weiß man, in Europa  
aber lassen sie sich erst im 16. Jahrhundert nachweisen, am häufigsten  
in Venedig, das ja damals die glänzendste und für die feine Sitte  
tonangebende Stadt Europas war. Aufgrund neuerer Nachforsch-  
ungen aber gewinnt es den Anschein, als ob nach Venedig die  
Visitenkarten aus Deutschland gebracht worden seien, und zwar  
durch deutsche Studenten, die in Padua studierten. Diese Studen-  
ten pflegten bei Beendigung ihrer Studien den Professoren einen  
Besuch abzustatten, und wenn sie den Professor nicht zu Hause  
trafen, so ließen sie ihre Karte zurück. Dieser Brauch, der so völlig  
unserer heutigen Sitte entspricht, war in Italien etwas Neues, wie  
aus Briefen der paduanischen Professoren hervorgeht. Kürzlich hat  
man in Venedig eine solche Visitenkarte aufgefunden. Der paduanische  
Professor Giacomo Contarini hatte sie am 15. Januar 1572 als  
Lebenswürdigkeit mit einem Begleitbriefe an einen Freund nach

Venedig geschickt. Die Karte trägt in der Mitte ein farbiges  
Wappen mit der Unterschrift „Espoir me confort“. Ueber dem  
Wappen steht mit der Hand geschrieben: „Johannes West-  
holt Westfalus Scriebat Patavii 4 martii 1576.“  
(Johannes Westholt aus Westfalen schrieb diese Karte in Padua  
am 4. März 1560.) Professor Contarini bezeugt ausdrücklich, daß  
ihn der deutsche Student habe besuchen wollen, und da er ihn nicht  
angetroffen, so habe er eine Karte mit seinem Wappen und seinem  
Namen zurückgelassen, was eine ebenso wertwürdige wie höfliche  
Sitte sei.

Wie das „Gemurmel der Volksmenge“ jetzt im Wiener  
Burgtheater dargestellt wird, wird im „Wiener Fremdenblatt“ in  
ergöglicher Weise verraten. Jetzt klingt das Gemurmel viel na-  
türlicher, als es im Burgtheater in früheren Jahren der Fall war.  
Es hört sich viel dumpfer und demgemäß auch weniger „gemacht“  
an. Und das kommt daher, weil man für das Gemurmel neuerdings  
ein ganz neues Rezept erfunden hat. Früher jagte man den  
Komparzen und Statisten nur immer, sie sollten, wenn sie Gemur-  
mel darzustellen hatten, unartikulirte Laute zu Gehör bringen:  
bloß die Tonstärke regulierte man. Nunmehr ist es aber anders.  
Jetzt hat der Komparze bei solchem Anlaß den Auftrag, sobald vom  
Insizienten das Zeichen zum Gemurmel gegeben wird, das  
Wort „Ahabarber“ unaufhörlich zu wiederholen.  
Das giebt dann ein wunderbares murmelndes Tonbild. Es  
brauchen bloß zehn Menschen zusammenzutreten und mit halblauter  
Stimme, selbstverständlich nicht im Takte: Ahabarber — Ahabarber  
— Ahabarber — Ahabarber zu sprechen, und man wird im neben-  
stehenden Zimmer glauben, es murmele eine ganze Menge die ver-  
schiedenartigsten Worte. Das ist hauptsächlich auf die beiden im  
Klange so verschiedenen „a“ zurückzuführen, welche in diesem Namen  
vorkommen, und so hart das Wort auch klingen mag — es ist nach  
übereinstimmenden Ansichten das Onomatopoeikon, d. h. die ton-  
malterische Darstellung des von feine aus vielen Mündern klingen-  
den Sprechens in deutscher Sprache. Ahabarber! Wer hätte je  
geglaubt, das dieses, von den Alten so hochgeschätzte, in der Neuzeit  
so stark herabgekommene Kraut irgend einmal künstlerischen Charakter  
erhalten würde!

### Humoristisches.

**Zeitungs humor.** Der „Neuen Würzburger Zeitung“  
(Nr. 579) wird aus London gemeldet: „Lord Zwoagh, des Chef der  
Brauerei von Günness in Dublin, stiftete dem Blindeninstitut eine  
Million Pfund Sterling, um dasselbe in den Stand zu setzen, die  
Forschungen in der Bakteriologie und Biologie im Hinblick auf  
die Verhütung von Krankheiten zu erweitern.“ In der Biologie  
können sich ja vielleicht auch die armen Blinden nützlich machen,  
wenn es nur auf das Probieren des Stoffs ankommt, aber wie  
sollen sie bakteriologische Forschungen anstellen? (Aus dem Brief-  
kasten des „Kladderadatsch“.)

**Unerwartete Definition.** Der Herr Oberst besucht  
die Inspektion des Herrn Leutnant Schneidig, der gerade über die  
Pflichten des Soldaten spricht. Nach kurzer Zeit unterbricht er den  
Vortrag mit den Worten: „Alles sehr schön, mein lieber Schneidig,  
aber ich vermisse die nötige Anschaulichkeit in ihrem Vortrage;  
Sie müssen der teilweise geringen Auffassungskraft der Leute ent-  
gegenkommen. Ich werde Ihnen zeigen, wie ich den Leuten z. B.  
anfangs den Begriff „Trene“ definieren würde. — Nun, mein  
Sohn“, wendet sich der Oberst keuschlich an einen nichts weniger  
als intelligent aussehenden Vaterlandsverteidiger, „Du hast doch  
sicher einen Schatz?“ „Noch net, Herr Oberst“, entgegnet der  
Sefragte. „Na, wird schon noch kommen“, tröstet der Seitzreuge,  
„aber hier, Dein Nachbar, hat sicher einen. Was würdest Du nun  
sagen, wenn dieser zu seinem Wädel die ganze Dienstzeit hindurch  
und auch später noch hielte und nie hinter anderen herkäme?“ Ein  
verständnisvolles Grinsen verklärt die Züge des Sefragten, und  
prompt kommt die Antwort: „Selbe muß arg guet foche, Herr  
Oberst!“

Die Gelegenheit ist günstig. Professor: Sie haben  
gar keine Ahnung, mein Fräulein, wie sehr ich mich für vor-  
sint-  
lutliche Knochen interessiere! — Fräulein Aeltlich:  
Ach Gott, das kommt so plötzlich, — doch nehmen Sie mich hin,  
ich bin die Ihre!

Der Gefeierte. Frau: Was ist denn heut mit Euren  
Musikverein los? — Mann: Wir feiern das Gedächtnis Rubin-  
steins. — Frau: Hat denn der so ein gutes Gedächtnis?

### Auflösung des Silberräufels in Nr. 2.

Delhi, Epirus, Utrecht, Larif, Senje, Choral, Jafis, Glife, Lammis,  
Raff, Gule, Ulas, Gremis. Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben:  
Deutsche Treue ist selbenseit.

Aufgelöst von: einer Untertertianerin, Uta Paufer, hier; Heinrich  
Kahel, Obertertianer, Söllingen b. Durlach; dem Sohne in Kort; Ge-  
brüder G., Gymnasialisten, Lauderbischhofheim; J., Nina und Elsa  
Keller, Rheinbischhofheim; Karl Schlager, Oberfeldmanier, Lahr; Kurt  
Hofmann, Landau a. T.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Dirschstraße 9.